

# Eine brammarbasierende Eigentümlichkeit?

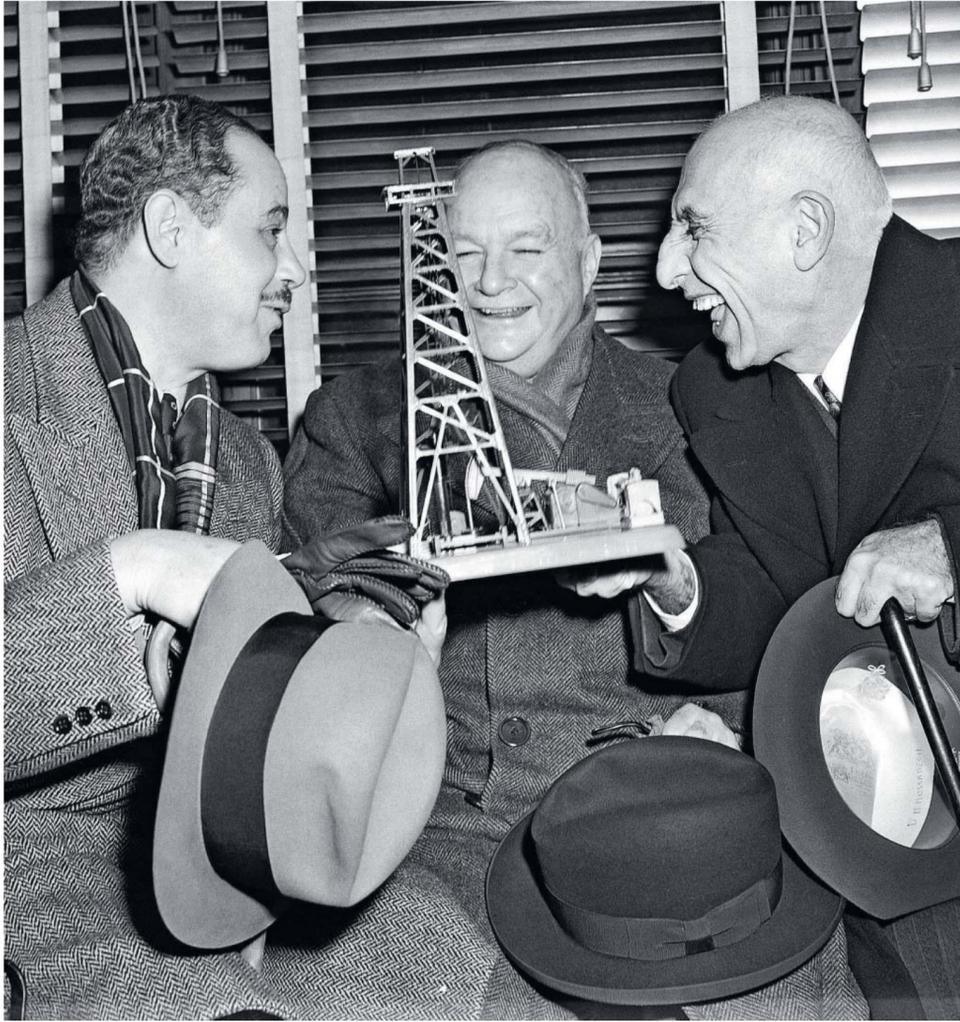
Ist der nicht gerade islamfreundlichen Regierung unter Trump jetzt eh schon alles egal? CIA-Akten, die unter Obama verschlossen blieben, zeigen, wer beim iranischen Staatsstreich 1953 die Strippen zog.

Wie verfloren ist der kurze Moment der Hoffnung. Nach dem erfolgreichen Abschluss des Nuklearkompromisses vom Juli 2015 schien für einen Augenblick eine Wiederannäherung zwischen Iran und den Vereinigten Staaten vorstellbar. Die Aufnahme diplomatischer Beziehungen und die Öffnung einer Botschaft der Vereinigten Staaten in Teheran schienen unmittelbar bevorzustehen. Daraus ist nichts geworden: Das wechselseitige Misstrauen, gespeist aus historischen Erfahrungen beider Nationen, war zu stark. Die tiefe Feindschaft zwischen der Islamischen Republik Iran und den Vereinigten Staaten ist nun seit nahezu vier Jahrzehnten eine Konstante der internationalen Politik. Seit dem Amtsantritt der wohl iranophobsten amerikanischen Regierung aller Zeiten unter Donald Trump ist eine kriegerische Auseinandersetzung durchaus vorstellbar.

Sowohl Iran als auch die Vereinigten Staaten verfügen über lange Listen der Misstaten des jeweiligen anderen. Unvergessen sind auf amerikanischer Seite das „Marg Bar Amerika – Tod den USA“, der fanatische Antiamerikanismus der iranischen Revolutionäre von 1979 und die Demütigung der Supermacht in der 444 Tage andauernden Geiselnahme nach der Besetzung der Botschaft in Teheran. In jüngerer Zeit wirft man Iran Verbindungen zum Terrorismus, Unterstützung für antiwestliche, autoritäre Regierungen etwa in Syrien und geheime Nuklearambitionen vor. Iraner verweisen dagegen auf die internationale Isolierung ihres Landes und die gravierenden wirtschaftlichen und sozialen Folgen des langjährigen Sanktionsregimes, koordiniert aus Washington.

Für die aktuelle Führungsgeneration in Iran war die Parteinahme der Vereinigten Staaten im verlustreichen Krieg gegen den Angriff des Iraks unter Saddam Hussein prägend – insbesondere die zweifelsfrei verwerfliche Unterstützung der Reagan-Regierung für dessen Chemiewaffeneinsätze an der Front. In der Islamischen Republik ist man ohnehin überzeugt davon, dass die Amerikaner schon immer nach einer Umkehrung der Ergebnisse der Revolution getrachtet hätten, also letztlich einen *regime change* in Teheran anstrebten.

Ein tatsächlicher, historisch belegter Regimewechsel in der Vergangenheit steht am Beginn der Entfremdungsgeschichte. Der Sturz des nationalistischen Ministerpräsidenten Mohammad Mossadegh am 19. August 1953 durch einen Staatsstreich des Militärs gemäß einem maßgeblich seitens der CIA ausgearbeiteten Plan erscheint im historischen Rückblick als Erbsünde im amerikanisch-iranischen Verhältnis. Mossadegh ist der unbestrittene Held in der modernen Geschichte Irans, der als unbeugsamer Kämpfer für die Selbstbestimmung seines Landes im Gedächtnis blieb. Er war die treibende Kraft hinter der Verstaatlichung der britisch kontrollierten Anglo-Persian Oil



Zum Piepen! Premierminister Mossadegh (r.) amüsiert sich über einen Ölbohrer. Am 19. August 1953 stürzte er.

Foto Bettmann

Company, heutzutage als BP (British Petroleum) bekannt.

Die Ähnlichkeit des Kampfes der iranischen Nationalbewegung gegen die Kontrolle und Ausbeutung ihres Landes durch Großbritannien mit der amerikanischen Unabhängigkeitsbewegung des achtzehnten Jahrhunderts war schon den Zeitgenossen durchaus aufgefallen. Und der demokratisch gesinnte, gewitzte Mossadegh, eine schillernde Figur mit einigen kuriosen Eigenheiten, fand durchaus Sympathien in der amerikanischen Presse und Öffentlichkeit. Er brachte es sogar 1951 auf den Titel der Zeitschrift „Time“ als „Man of the Year“. Letztlich aber obste die Logik des Kalten Kriegs.

Ein britisch-amerikanischer Ölboikott zerrüttete die iranische Wirtschaft; verdeckte Operationen der Geheimdienste untergruben und zersetzten die politische Gefolgschaft Mossadeghs. Am Ende stand sein gewaltsamer Sturz. Was folgte, war die Etablierung von Schah Mohammad Reza Pahlawi, in der Ölkrise vor allem aufgefallen durch persönliche Feigheit, als dominierender Faktor in Iran. Bis 1979 wurde er an der Macht gehalten durch amerikanisches Geld und den Sawaq, eine von CIA und israelischem Mossad aufgebraute Geheimpolizei.

In den vergangenen Jahrzehnten haben Historiker viele Details des Staatsstreichs und die Rolle der CIA im Rahmen von

Operation Ajax, benannt nach einem bekannten Reinigungsmittel, detailliert herausgearbeitet. Und selbst Präsident Barack Obama hat mehrfach öffentlich die Beteiligung der CIA am Staatsstreich und damit die Verantwortung Amerikas eingestanden. Vor einigen Tagen ist nun nach Jahren der Verzögerung eine Dokumentensammlung zu diesen Begegnissen der frühen fünfziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts erschienen, herausgegeben vom amerikanischen Außenministerium (abrufbar auf <https://history.state.gov/historicaldocuments/frus1951-54Iran>).

Dabei handelt es sich um eine Korrektur. Tatsächlich hatte man den entsprechenden Band der renommierten Buchserie „Foreign Relations of the United States“ bereits 1989 veröffentlicht, dabei aber jeden Hinweis auf eine Beteiligung der Vereinigten Staaten am Sturz Mossadeghs entfernt. Der Aufschrei der amerikanischen Historiker war groß. Von Betrug war die Rede und von einer Geschichtspolitik, die man von autoritären Regimen, aber nicht von der liberalen Führungsmacht erwarten konnte. Um das Jahr 2000 entschied man sich zu einer Neuausgabe inklusive belastenden Materials, doch verweigerte die CIA die Freigabe. Offenbar übte auch die britische Regierung Druck aus, die einen Prestigeverlust und eine Belastung der Beziehungen zu Teheran befürchtete, sollte die Beteiligung des eigenen Geheimdienstes MI6

am Coup wie auch an der gezielten Ermordung iranischer Patrioten in dieser Zeit öffentlich belegt werden. Obamas Außenminister John Kerry verweigerte sich bis zuletzt der Freigabe der Dokumentensammlung, ein Versäumnis, das nun zur allgemeinen Überraschung in der Trump-Administration korrigiert wurde. Wohl niemand hätte ihr starke Überzeugungen im Bereich Transparenz und Offenheit nachgesagt.

Unklar ist, was den Sinneswandel bewirkte. Hat das allgemeine Chaos in den Regierungsgeschäften die Freigabe erleichtert? Oder ist der Schritt Ausdruck der brammarbasierenden Eigentümlichkeit dieser neuen Führung in Washington, die keine Notwendigkeit sieht, vergangene Sünden zu verbergen, und sich stattdessen noch mit diesen brüstet? Wie dem auch sein mag, für die Historiker ist es eine Gelegenheit, die meisten der noch offenen Fragen zu 1953 zu klären. Für das zukünftige Verhältnis zwischen Iranern und Amerikanern aber bietet dieses Eingeständnis eine Chance, zumindest diesen wichtigen Aspekt der gemeinsamen Geschichte kritisch zu würdigen und vielleicht sogar zu bewältigen. Es mag ein erster Schritt sein, um eine Feindschaft zu überwinden, die sich seit Jahrzehnten etabliert hat und auf die Weltpolitik ausgeübt wird.

ROLAND POPP

Der Verfasser forscht am Center for Security Studies der ETH Zürich.

# Das Monstrum mit den Seidenhandschuhen

Launische Zypressen: Das Kammermusikfestival „Spannungen“ im Wasserkraftwerk Heimbach in der Eifel

Wie Reste eines Riesenwurms beherrschen urtümliche Maschinenteile den Raum: Turbinengehäuse, Generatoren, Räder, Ventile, Rohre. Das Ungeheuer wirkt mausetot, doch mit einem Mal scheint es, von Klavierakkorden geweckt, zu zittern. An einem der ungewöhnlichsten Orte, die man sich für Konzerte ausdenken mag, lässt sich alljährlich im Juni eine Schar Musiker von dem uralten Monstrum anlocken, um es mit betörender Musik zu umgarnen. Das historische, 1905 in Betrieb genommene Wasserkraftwerk Heimbach in der Eifel mit seinem sakral anmutenden Jugendstilbau erzeugt noch immer elektrische Energie, sorgt aber auch – nun zum zwanzigsten Mal – künstlerisch für „Spannungen“, wie der Titel des einwöchigen Kammermusikfestivals verheißt.

Das Musikertreffen genießt längst Kultstatus, vor allem wegen des originellen Programms, dessen Stücke bei öffentlich zugänglichen Proben vor Ort aufführungsfähig gemacht werden. Da keine festen Ensembles eingeladen werden, müssen sich die Musiker mit wechselnden Partnern zusammenraufen. Der Gründer und Leiter des Festivals, der Pianist Lars Vogt, kann sich bei diesem Verfahren auf treue Gefährten der ersten Stunde wie die Geigerinnen Antje Weithaas und Isabelle Faust, den Cellisten Gustav Rivinius oder einen großen Pool aus Schülern, Freunden und Kollegen verlassen, um die Stücke angemessen zu besetzen. In diesem Jahr kamen 35 Musiker nach Heimbach.

Die Konzerte haben kein festes Thema; die Musiker eint ein Motto: Wir spielen, was uns Spaß macht und was wir in den üblichen Konzertprogrammen nicht unterbringen können. In diesem Jahr hat sich gewissermaßen von selbst ein Schwerpunkt herausgestellt: Antonin Dvořák. Es wurde eine Entdeckungsreise hinter den Wunschkonzert-Horizont der „Neuen Welt“ der neunten Symphonie, hinein in die Terra incognita einer mit Raffinement komponierten Kammermusik. Zum Beginn gab es Dvořáks lyrisch-intimes Terzett für zwei Violinen und Viola op. 74, das auch das allererste „Spannungen“-Festival 1998 eingeläutet hatte. Dvořák geisterte während all der Jahre durch die Programme, war aber erst jetzt in der geballten Präsentation seiner Kammermusik als genialer Schöpfer phänomenal dichter, so melodiensüß wie tiefgründiger Stücke für kleinere Besetzungen zu erleben.

Wie ein roter Faden wurden die zwölf Nummern des Liederzyklus „Zypressen“ des unglücklich verlebten Komponisten in der Fassung als Lieder ohne Worte für Streichquartett in die Konzerte gefädelt. In den Quartetten für Streicher und Klavier op. 23 und 87 überraschen immer

wieder die Stimmungsumschwünge zwischen volkstümlicher Unbeschwertheit und melancholischer Sehnsucht, tänzerischer Ausgelassenheit und pathosgeladener Dramatik – Gegensätze, die die Musiker mit großer Spiellust auskosteten. In den vielfältigen Besetzungen bei Dvořák bis zum Streichsextett op. 48 frappt, mit welcher Selbstverständlichkeit und Intensität die Interpreten, die meist eine ausgeprägte Solistenkarriere vorzuweisen haben, wie seit Jahren zusammengeschweißte Ensembles zu musizieren vermögen. „Spannungen“ werden, fern von Wettbewerbs- und Konkurrenzstress, allein in der Musik auf- und abgebaut.

Am Vorabend des diesjährigen Festivals stand Dvořáks Cellokonzert. Gustav Rivinius spielte den Solopart mit wunderschön singendem Ton, energisch zupackend in den dramatischen Passagen. Das Kölner Kammerorchester, seit 2012 zu Gast bei „Spannungen“, gab Lars Vogt die Gelegenheit, sich am Dirigentenpult zu präsentieren – derart unter Hochspannung, dass bei Fortissimo-Passagen die Halle zu bersten schien. Die Akustik in dem wunderlichen Raum ist nur bedingt für allzu wuchtigen Orchesterklang geeignet. Mit dem kleinen Trick, große Symphonik in kammermusikalisch abgespeckten Bearbeitungen zu bieten, lassen sich aber sogar problemlos Mahler-Symphonien aufführen, dieses Mal die Erste in einer Bearbeitung von Iain Farrington für fünfzehn Musiker.

Zarte Töne trägt die Akustik des Jugendstilraums wie auf Seidenhandschuhen, kräftigere Klangentladungen steckt sie locker weg. In Maurice Ravel's „Introduction und Allegro“ für Flöte, Klarinette, Harfe und Streichquartett verließ sie selbst dem delikatesten Harfenzupfen Kontur. Auch für die fragilen Passagen in dem Streicher-Stück „Insula Deserta“ des estnischen Komponisten Erkki-Sven Tüür erwies sie sich als ideal. Zeitgenössische Musik spielt bei dem Festival eine eher untergeordnete Rolle, obwohl jedes Jahr ein „Composer in Residence“ eingeladen wird. In diesem Jahr lieferte Tüür das Stück „Lichttürme“ für Violine, Cello und Klavier ab.

Immerhin sind im Lauf der Jahre auf diese Weise zwanzig Stücke für unterschiedlichste Besetzungen uraufgeführt worden. Dazu gehören Werke prominenter Autoren wie Matthias Pintscher, Jörg Widmann, Olga Neuwirth oder Manfred Trojahn. Ein großer Teil der Konzerte wurde Jahr für Jahr vom Deutschlandfunk aufgezeichnet und ist auch auf CD nachzuhören. Unvergleichlich bleibt jedoch das Live-Erlebnis in der energiegeladenen Halle mit der riesigen marmornen Schalttafel über der Kommandoempore und dem Generatoren-Monstrum, das, obgleich stumm, unentwegt mitzuspielen scheint. JOSEF OHRLEIN

## Museum Folkwang

Tobia Bezzola geht nach Lugano

Das Museum Folkwang sucht einen neuen Direktor. Nach nur fünf Jahren wechselt Tobia Bezzola zu Anfang 2018 an das Museo d'arte della Svizzera italiana (MASI) in Lugano. Der 1961 in Bern geborene Kunsthistoriker übersah in Essen ein vielfältiges Programm zwischen Klassischer Moderne (etwa „Inspiration Japan“ im Jahr 2014), Tanz (William Forsythe 2013 und Boris Charmatz 2014) und Mode (Karl Lagerfeld 2014). Für ei-

nen Skandal sorgte 2014 der Plan, Balzhus' Polaroid-Studien von einem minderjährigen Modell auszustellen. Die Schau wurde wegen Pädophilie-Vorwürfen abgesagt. Zu Bezzolas Erfolgen gehört der kostenlose Zugang zur ständigen Sammlung, der mit einer Millionenspende der Krupp-Stiftung bis Mitte 2020 gesichert wurde und zu einer Verdopplung der Besucherzahlen führte. Der stellvertretende Direktor Hans-Jürgen Lechtreck übernimmt kommissarisch die Leitung. Zum Juli wechselt auch der Leiter der herausragenden Fotografischen Sammlung, Florian Ebner, ans Centre Pompidou. F.A.Z.

## Geschmackssache

In jedem anderen deutschen Weinbaugbiet wäre Frédéric Fourré ein bunter Vogel mit exotischem Gefieder: Ausländer, Autodidakt, Quereinsteiger, ein Spätberufener, der erst mit 31 Jahren seinen ersten Wein kelterte, so lustvoll wie skrupellos gegen das deutsche Weingesetz verstößt und auch sonst fast alles anders macht als seine Kollegen. In Sachsen aber, diesem Unikum unter den deutschen Weinbaugbietern, fällt er nicht weiter auf. Seit tausend Jahren wird an den Steilhängen der Elbe rund um Dresden Wein angebaut, sechs-tausend Hektar standen in den Blütezeiten unter Reben, und die leidenschaftlichsten Winzer waren die Landesherrn selbst, allen voran August der Starke, der an normalen Tagen drei und an Festtagen sieben Liter Wein getrunken haben soll. Dann vernichtete die Reblaus die gesamte Rebfläche, der Weinbau kollabierte und dümpelte während der DDR unter der antihedonistischen Herrschaft des Politbüro-Griegsrams trostlos vor sich hin.

Seit der Wende aber ist die Fläche wieder auf knapp fünfhundert Hektar gewachsen, vor allem dank enthusiastischer Quereinsteiger, die im Weinbau ihr Glück und ihre Berufung gefunden haben. Im früheren Leben waren sie Maschinenbauer, Elektrohändler, Steinmetze oder Großbauern, so dass Frédéric Fourré in der Voliere des sächsischen Weinbaus als gelernter Sommelier fast schon wie ein Ausbund an Konventionalität wirkt. Er wurde 1971 in Paris geboren und bekam als Halbwüchsiger von seinem Vater, einem Weinliebhaber ganz

## Die Wahrheit über die Schimäre

Das Weinbaugbiet Sachsen ist gleichermaßen uralt und blutjung und bietet Quereinsteigern die Chance ihres Lebens. Der Sommelier Frédéric Fourré ist gerade dabei, sie zu nutzen.



nach dem Geschmack von Rabelais, eine Zigarrenkiste voller Weinetiketten geschenkt. Von diesem Moment an war es um Frédéric geschehen. Der Jüngling

sammelte fortan Etiketten wie andere Buben Briefmarken, lernte alles über Wein, landete eines Tages als Sommelier in einem Dresdner Luxushotel und er-

kannte schnell die Möglichkeiten, die sich ihm in einem gleichermaßen blutjungem und uraltem Weinbaugbiet wie Sachsen eröffneten.

Heute bewirtschaftet er zweieinhalb Hektar in besten Steillagen hoch über Radebeul mit Adlerhorstblick übers Dresdner Elbtal, kauft Trauben von drei Winzern seines Vertrauens hinzu, keltert 20.000 Flaschen pro Jahr und hat gleich ein ganzes Dutzend Rebsorten im Portfolio. Dass er Müller-Thurgau, Morio-Muskat, Scheurebe und Riesling, Traminer, Kerner, Veltliner und Gutedel, Weiß-, Grau-, Schwarz- und Spätburgunder abbüffelt, ist gleichfalls ein Erbe des nicht mehr real existierenden Sozialismus: Die Hobbywinzer in der DDR mussten ihre Trauben zur Vinifizierung bei einer Genossenschaft abgeben und bekamen nur die Rebsorten zurück, die sie eingeliefert hatten. Also versuchten alle Weinbauern, eine möglichst große Vielfalt anzupflanzen, und schreckten nicht einmal davor zurück, innerhalb einer Rebzeile verschiedene Sorten zu setzen. Fourré hat daran nichts geändert und jeden Rebstock mit einem farbigen Draht markiert, damit die Erntehelfer wissen, welche Traube in welches Töpfchen gehört. Der gemischte Satz ist nicht die einzige glückliche Erbschaft des DDR-Mangelwirtschaftsstaates: Da es fast unmöglich war, an neue Rebstöcke zu gelangen, wurden die bestehenden Pflanzen wie Augäpfel gehütet – so dass Fourré heute Wein aus Stöcken keltern kann, die Walter Ulbricht noch persönlich gekannt haben.

Seinen Wein muss er auch nicht mehr zur Genossenschaft bringen. Stattdessen geht er zum Prinzen, der Klassenkampf ist ja glücklicherweise vorbei. Er nutzt die hochmodernen Kelleranlagen des Weinguts Schloss Proschwitz, das dem Prinzen zur Lippe gehört und neben dem Staatsweingut Schloss Wackerbarth das einzige Großgut im Anbaugebiet ist. Von diesem edlen Herrn redet man übrigens in Sachsen, das in seiner tiefsten Seele eher feudalistisch sein muss, in den höchsten Tönen. Er wird nicht als Treuhänder-Wessi beschimpft, sondern als jener Pionier von Prinzenblut geschätzt, der mit seinem radikalen Qualitätsanspruch den sächsischen Wein aus dem Dornröschenschlaf wachgeküsst hat.

Auch Frédéric Fourré schwärmt von Prinz und Prinzessin, obwohl er mit seinem grauen Zopf und flackernden Blick eher wie ein Pariser Kommandeur von 1871 aussieht. Dass er auch sonst ein wenig zu anarchistischem Avantgardismus neigt, hat er in der Vergangenheit immer wieder bewiesen. Er war der Erste, der in Sachsen einen Blanc de Noirs gekeltert, Morio-Muskat zu weißem Portwein verarbeitet und aus seinem Heimatland die Tradition der Cuvées an die Elbe gebracht hat, allen voran mit seiner Cuvée Chimäre de Saxe, die aus Grauburgunder und weiß gekeltertem Spätburgunder besteht: eine Kombination, die das deutsche Weingesetz für Qualitätsweine nicht zulässt. Fourré war das egal. Er gab seinem Wein den Namen des mythischen Zwitterwesens und umschiffte das Problem, seiner Schimäre keine Herkunftsf-

bezeichnung geben zu dürfen, mit Hilfe seiner französischen Muttersprache. Inzwischen ist die Schimäre sein Bestseller, ein wichtiger Wein ganz nach dem barocken Geschmack August des Starken voller Schmelz und Würze und Aromen reifer, gelber Früchte.

Fourré und seine Lebensgefährtin Amrei Niessen, die in Geisenheim Weinbau und Önologie studiert, sind Terrorio-Fanatik ohne massenkompatible Kompromissbereitschaft. Sie füllen nur das ab, was ihnen schmeckt, huldigen dem verwiterten Granit Radebeuls und scheuen sich auch nicht, mit ihrem Chimären-Sekt ein Anti-Rotkäppchen zu kelteren: einen ultratrockenen Schaumwein ohne Dosage und Restzucker, der zweiundzwanzig Monate lang auf der Hefe liegt und sich im Gaumen nicht als Trugbild, sondern als Sekt von der Ernsthaftigkeit eines Asketen entpuppt. Der komplett durchgegangene Weißburgunder ist dagegen eine Hommage an den Elsässer Stil und kitzelt die Zunge ohne jede Aufdringlichkeit mit der Salzige und Mineralität des Granits. Auch der Rosé aus Spätburgunder und Regent verzichtet auf jeden Bonbonnieren-Aromenplüsch und schmeckt so sehr nach der reinen Seele des Rosés, als stammte er aus Tavel und nicht von der Elbe. Und die Grauburgunder-Cuvée „Tu le mérites“, ein Wein von geradezu enzyklopädischer Komplexität, sagt mit seinem Namen alles: Sachsen hat solche Weine und Winzer verdient. JAKOB STROBEL Y SERRA

Weinbau Frédéric Fourré, Kleiststraße 12, 01129 Dresden, Telefon: 0179/6790863, [www.weinbau-fourre.de](http://www.weinbau-fourre.de).